

(Nachdruck verboten.)

82]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

„Wo ist das geschehen?“ fragte ein großer Junge. Fris erwachte mit einem Seufzer — er ging da auf und nieder und dachte an diesen Jungen, der sich um alles herumgedrückt hatte und dann der tüchtigste Schiffsjunge des Dorfes geworden war; an alle die Prügel, die er ihm hatte zukommen lassen, und an die traulichen Winterstunden, die sie später zusammen verbracht hatten, wenn der Bursche von der langen Reise nach Hause kam und am Abend bei seinem alten Lehrer einsah. Da war alles mögliche gewesen, was Fris wieder hatte in Ordnung bringen müssen, mancherlei verhängnisvolle Geschichten, die er in aller Heimlichkeit für den Jungen wieder hatte einrenken müssen, damit er nicht einen Knacks fürs Leben dabontragen sollte — und —

„Es war in der Nordsee,“ sagte er, „sie waren in England gewesen, glaub ich.“

„In Spanien mit Stodfisch!“ sagte ein Junge. „Und von da gingen sie nach England mit Apfelsinen — und nahmen eine Kohlenladung für die Heimat ein.“

„Ja, so war es auch wohl,“ sagte Fris. „Es war in der Nordsee, und da wurden sie von einem Sturm überfallen, Peter sollte hinauffklettern —“

„Ja, denn die Trockadej ist so rank; sobald es ein bißchen weht, müssen sie raus und die Segel raffen,“ sagte ein anderer Junge.

„Und da ist er denn hinuntergefallen,“ fuhr Fris fort, „und gegen die Reeling geschlagen und ins Meer gestürzt. Da waren Spuren von seinen Seestiefeln an der Reeling. Sie brauchten, oder wie man es nun nennt, und legten um; aber es dauerte eine halbe Stunde, bis sie an der Stelle waren. Und als sie endlich da waren, versank er gerade vor ihren Augen. Eine halbe Stunde hatte er in dem mit Eis vermischten Wasser gekämpft — mit Seestiefeln und in Delzeug — und dann doch —“

Ein langer Seufzer ging durch die Klasse. „Er war der beste Schwimmer am ganzen Strand,“ sagte Henrik. „Er ging rückwärts kopfüber von der Reeling einer Bark, die hier auf der Reede lag und Wasser einnahm — und kam auf der anderen Seite des Schiffes wieder heraus. Er kriegte zehn Schiffszwieback von dem Kapitän dafür.“

„Er muß schrecklich gelitten haben,“ sagte Fris. „Es wäre fast besser für ihn gewesen, wenn er nicht hätte schwimmen können.“

„Das sagt mein Vater auch,“ sagte ein kleiner Junge. „Er kann nicht schwimmen, denn er sagt, es ist das Beste für einen Seemann, wenn er es nicht kann, — er quält sich bloß!“

„Mein Vater kann auch nicht schwimmen,“ rief ein anderer aus. — „Meiner auch nicht! Er könnte es recht gut lernen, aber er will nicht.“ So fuhren sie fort und hielten die Hände in die Höhe. Sie selbst konnten sämtlich schwimmen, aber es stellte sich heraus, daß fast keiner von den Vätern es konnte — ein Aberglaube hinderte sie daran. „Vater sagt, man soll Gott nicht versuchen, wenn man Schiffbruch erleidet,“ fügte ein Junge hinzu.

„Aber dann tut man ja nicht sein Bestes!“ wandte eine unsichere Stimme ein. Fris kehrte sich jäh nach der Ecke um; Belle sah da und wurde dunkelrot bis in den äußersten Bispel seiner Schlappohren.

„Sieh mir einer den kleinen Mann an!“ sagte Fris betroffen. „Und hat er nicht recht gegen uns alle? Hilf dir selbst, dann hilft Gott dir!“

„Vielleicht!“ sagte eine Stimme — es war Henrik Bödker.

„Ja, ja, ich weiß ja auch, daß er hier nicht geholfen hat — aber trotzdem; man soll nun einmal tun, was man kann, in allen Verhältnissen des Leben. Peter Funt hat sein Bestes getan, und er war der tüchtigste Junge, den ich jemals gehabt habe.“

Die Kinder lachten sich zu, sie dachten an dies und an jenes — Peter Funt hatte es einmal gar so weit getrieben, daß er mit dem Lehrer gerungen hatte — aber sie wagten

nicht, daran zu erinnern. „Er kam nie weiter als bis zum 27sten Gesang!“ sagte aber doch einer von den Größeren — halb im Scherz.

„So, also weiter kam er nicht!“ höhnte Fris, „weiter nicht! Du denkst wahrscheinlich, daß Du tüchtiger bist? Dann laß uns mal sehen, ob Du weiter gekommen bist!“

Fris griff mit zitternder Hand nach dem Gesangbuch; er litt es nicht, daß etwas über die abgegangenen Knaben gesagt wurde.

Der Blaubeutel blieb an Pelle haften, nie hatte ihn etwas so gebrannt wie dieser Name. Und er war nicht abzuschütteln, ehe der Sommer kam — das hatte lange Ausschichten.

Eines Tages liefen die Fischerjungen in der Pause draußen auf der Mole herum. Ein Boot war gerade mit einer unheimlichen Last durch das Schraubeis gekommen — mit fünf steifgefrorenen Männern, von der eine tot war und im Spritzenhaus lag; die vier anderen waren rings umher in den Gütten untergebracht, wo man sie mit Eis rieb, um den Frost herauszutreiben. An all der Herrlichkeit hatten die Bauernjungen keinen Anteil. Die Jungen aus dem Fischerdorf gingen aus und ein und sahen das Ganze, jagten sie weg, wenn sie sich näherten, und verkauften karge Nachrichten für teures Geld.

Das Boot hatte einen finnischen Schuner draußen auf der See treibend angetroffen, ganz übereist und mit festgefrorenem Ruder. Es hatte zu tief geladen, so daß die Wellen gerade darüber hingingen und festfroren; das Eis hatte ihn dann noch mehr niedergedrückt. Als sie ihn fanden, schwamm das Deck gerade noch auf der Wasseroberfläche; fingerdicke Taue hatten infolge von Ueberreijung eines Armes Dicke bekommen, die Männer, die in dem Tafelwerk festgebunden saßen, waren ganz unförmlich durch die Eiskruste. Sie gleichen Rittlern in Rüstung mit geschlossenem Visier, als man sie herabnahm. Man mußte ihnen die Kleider vom Leibe trennen. Jetzt waren drei Boote ausgegangen, um den Versuch zu machen, den Schuner zu bergen; da würde eine Unmasse Geld zur Verteilung kommen, wenn das gelang.

Belle wollte sich nicht außerhalb der Sache halten lassen, und wenn sie ihm auch die Schienbeine zertrat, er hielt sich laufend in der Nähe. Die Jungen redeten feierlich und setzten eine finstere Miene auf, — die Leute hatten was durchgemacht, vielleicht mußte man ihnen Hände und Füße abnehmen wegen kalten Brandes. Jeder Bursche gab sich den Anschein, als trage er seinen Teil an den Leiden, sie sprachen männlich und mit tiefer Stimme. „Mach, daß Du wegstommst, Och!“ riefen sie Pelle zu — sie konnten keine Blaubeutel ertragen in diesem Augenblick.

Belle hatte Tränen in den Augen, aber nachgeben wollte er nicht; er trieb sich am Bollwerk entlang.

„Mach, daß Du wegstommst!“ riefen sie wieder und griffen drohend nach Steinen, „scher' Dich zu den anderen Bauern.“ Sie kamen hin und pusteten ihn. „Was siehst Du da und glock'it in das Wasser? Du kannst schwindlig werden und Dir den Kopf ausfallen! Scher' Dich zu den anderen Bauern, hörst Du, Du Blaubeutel!“

Belle war wirklich schwindlig, so kräftig umklammerte ein Entschluß sein kleines Gehirn. „Ich bin nich' mehr Blaubeutel als Ihr,“ sagte er. „Ihr habt ja nich' mal den Mut, ins Wasser zu springen!“

„Hör' einer den mal an! Er glaubt, daß man aus lauter Mäfler mitten in' Winter ins Wasser springt und den Starrkrampf kriegt!“

Belle hörte eben noch ihr höhnisches Gelächter, als er über die Mole setzte und das mit Eisgrübe angefüllte Wasser über ihm zusammenschlug. Die obersten Spitzen seines Haars tauchten wieder auf, er machte ein paar Bewegungen wie ein schwimmender Hund und versank.

Die Knaben liefen verwirrt hin und her und schrien. Einer von ihnen holte einen Bootshaken. Dann kam Henrik Bödker gelaufen, er sprang kopfüber im Laufen hinein und verschwand; ein Eisstück tanzte auf der Wasseroberfläche dahin, er hatte es mit seiner Stirn getroffen. Zweimal stieß er den Kopf durch das Grübeis, um Luft zu schnappen, dann

lachte er mit Belle auf. Sie zogen ihn auf die Mole hinauf, und Henrik fing an, blind auf ihn loszuprügeln.

Belle hatte das Bewußtsein verloren, aber die Prügel wirkten belebend. Plötzlich schlug er die Augen auf, war mit einem Satz auf den Beinen und schoß landeinwärts von dannen gleich einem Strandläufer.

„Mach', daß Du nach Hause kommst,“ brüllten die Jungen hinter ihm drein — denn was das Zeug halten will, sonst wirst Du krank! Sag' Deinem Vater man, daß Du gefallen bist!“ Und Belle rannte, es bedurfte keiner Aufforderung. Als er Steengarden erreichte, waren die Kleider festgefroren, die Hosen konnten allein stehen, als er aus ihnen heraus-schlüpfte. Er selbst aber war kickenwarm.

Er wollte dem Vater nichts vorlügen und erzählte es so, wie es war. Lasse war wütend, so wütend, wie der Junge ihn noch nie gesehen hatte. — Lasse wußte, wie ein Pferd behandelt werden mußte, damit es sich nicht erkältete, und machte sich nun daran, Belles nackten Körper mit einem Strohwickel abzu-reiben, während der Junge auf dem Bett lag und sich unter der harten Behandlung hin und her wälzte.

Lasse kehrte sich nicht an sein Stöhnen, sondern schimpfte: „Du verrückter Bengel — pardaui in den Hasen hineinzuspringen, mitten im Winter, wie ein verliebtes Frauen-zimmer — Du Gallumkel! Hau verdienst Du, eine gehörige Tracht Prügel. Aber diesmal will ich es Dir noch schenken, wenn Du zusiehst, daß Du nu' ganz schnell einschläfst und zum Schwitzen kommst, daß wir Dir das abscheuliche Salz-wasser wieder aus'm Körper rauskriegen. Ob woll nich' am End' ein kleiner Aderlaß ganz gut wär'?“

Belle wollte nicht zur Ader gelassen werden; er lag da und fühlte sich jetzt, nachdem er sich erbrochen hatte, wieder ganz wohl. Aber er war in sehr ernster Stimmung. „Wenn ich nu' ertrunken wär'?“ sagte er sehr ernsthaft.

„Ja, dann häit' ich Dich halb totgeschlagen,“ sagte Lasse wütend.

Belle lachte.

„Ja, Du lachst, Du Wortverdrehler!“ höhnte Lasse. „Aber wenn man nu' mal Vater von so einem verdammten Wind-hund is'!“ Damit ging er erzürnt zum Stall hinaus. Aber alle Augenblick lachte er und kam hin, um sich nach Belle umzusehen — ob sich auch Fieber oder anderer Teufelskram daraus entwickelte.

Aber Belle schlief ganz fest, den Kopf unter dem Feder-bett. Er träumte, daß er Henrik Hödker selbst sei. — —

Das Lesen lernte Belle in diesem Winter keineswegs, aber er lernte einige zwanzig geistliche Lieder auswendig, nur indem er seine Ohren gebrauchte, und es gelang ihm, den Namen Blaubentel gründlich abzustreifen. Er hatte Boden gewonnen und sicherte sich seine Stellung durch allerlei kühne Streiche — die Schule fing an, mit ihm als einen fixen Jungen zu rechnen. Und Henrik, der sich sonst aus keinem etwas machte, nahm ihn mehrmals unter seine Fittiche.

Sin und wieder hatte er ein böses Gewissen, namentlich wenn der Vater in seiner frischertrocknen Wühbegier zu ihm kam, um die Lösung irgendeines Rätsels von ihm zu fordern. Dann stand er da und konnte nicht antworten.

„Du bist doch derjenige, der Gelehrsamkeit haben sollte,“ sagte Lasse vorwurfsvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Anfiedler-Geschichten aus Nord-land.

10] Von Andreas Haukland.

Wintermarkt.

Steinar nickte zu ihm hinüber.

„Das ist Orm,“ sagte er.

„Mein ältester Sohn,“ sagte er gleich darauf.

Dann gingen die beiden Alten. Das Mädchen folgte. Sie ging neben Orm. Sie schwenkte ein paar-mal die Arme in der Luft und zog sie wieder dicht an den Körper zurück, daß der Schal sie umflatterte wie bunte Flügel.

„Weißt Du, wie ich heiße?“ sagte sie plötzlich. Aber sie blickte ihn nicht an. Sie strich mit der einen Hand über den Schal und freute sich.

„Rein!“ sagte er.

Und seine Stimme war heißer vor Bewegung.

Dann ging er weiter und schwieg, seine Zähne klapperten, als ob er friere.

„Ich heiße Ormhild,“ sagte sie nach einer kleinen Pause und sah ihn an und vergaß eine Weile den Schal. Und ihre Augen funkelten.

„Und Du heißt Orm! Ist das nicht seltsam?“

Sie ging dicht neben ihm und sah sein Gesicht sehen, als ob er weinen wollte.

Da lachte sie und sprach zu ihm von oben herunter, als schwahe sie mit einem kleinen Knaben:

„Frierst Dich? Willst Du den Schal haben?“

Und jedes ihrer Worte sang junge Keckheit in die kalte Luft hinaus.

Da war plötzlich alle Bewegung in ihm verschwunden. Und seine Augen waren beinahe böse, als er sie jetzt anblickte.

Er pflege nicht zu frieren, sagte er.

Er wäre schon früher in kalten Wintertagen und Winter-nächten im Freien gewesen.

„Ja — ja,“ sagte sie und wurde ernsthaft und ging nicht mehr so dicht neben ihm.

Die beiden Männer blieben an einer langen, niedrigen Bude stehen. Sie sahen sich nach den beiden jungen Leuten um. Und gingen dann hinein.

Orm und das Mädchen folgten ihnen.

Als sie die Tür öffneten, wogte weißer dichter Frosidampf hinein, daß sie eine Weile wie in dickem Nebel standen und nichts unterscheiden konnten.

Aber da der Nebel sich mitten im Raum zerstreute und als Feuchtigkeit an den Wänden und unter dem Dach ansammelte, sahen sie, daß die Bude fast völlig mit Menschen angefüllt war.

Auf langen Bänken an den Wänden saßen sie. Und auf den schmalen Tischen vor ihnen standen Trinkschalen voll dampfenden Kaffees. Die und da zwischen den Trinkschalen standen Branntweinflaschen.

Der ganze Raum war erfüllt von dem Duft kochenden Kaffees und dem scharfen Hauch dampfenden Spiritus.

Tief innen an der einen Quermwand befand sich ein gewaltiger Herd, auf dem ein großes Feuer flammte. Und über dem Feuer hingen an Ketten schwere Kupferkessel. Sie pruselten und spien schwarze, siedende Tropfen aus den Tüllen.

Ein langer, magerer Mann stand am Feuer und besah die Kessel.

Steinar ging zu ihm und sagte leise, daß er für vier Per-sonen Kaffee haben wolle. Und er deutete auf das eine Tischende, wo die drei Platz gefunden hatten.

„Ja,“ sagte der Mann laut und lärmend.

„Seh Dich nur, Du! Seh Dich nur!“

Steinar ging, klein und krummbeinig, zurück.

„Sjur,“ sagte er, als er sich gesetzt hatte. Und er nickte dem Vater des jungen Mädchens zu.

Ob sie nicht einen Schlud Brantwein haben möchten?

„Ach — ja — der könnte schon gut tun, wo er hintäme!“ meinte Sjur und schüttelte sich.

Da erhob sich Steinar wieder und ging still und unansehnlich wie zuvor zu dem Mann am Feuer und sprach leise und friedfertig mit ihm.

„Ja,“ sagte der Mann und polterte wie zuvor:

„Seh Dich nur, Du! Seh Dich nur!“

Da rief jemand unten vom Tisch her:

„Lars!“

Und als er nicht gleich eine Antwort bekam, schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Tassen klirrten:

„Kaffee — Lars! Kannst Du nicht hören, Du langer Teufel?“

„Du wirst wohl nicht gleich vom Barren versaulen,“ sagte Lars. Und seine Stimme war polternd wie zuvor.

Und als der Mann dort unten mit beiden Fäusten auf den Tisch schlug und sah und sich breit machte, als gehörte ihm die ganze Bude, da lachte Lars. Und seine Worte lärmten wieder durch den Raum.

„Ja, ich glaube wirklich, jetzt fängt die Laus an zu husten,“ sagte er. „Aber das kann schließlich gleichgültig sein, wenn einem nur nicht das Eingeweide ins Gesicht fliegt, sobald sie beritet!“

Er schenkte vier Trinkschalen ein und brachte sie Steinar und seinen Genossen. Und er zog eine Flasche aus der Tasche hervor und stellte sie auf den Tisch.

Dann wandte er sich zu dem Ranne, der so laut gerufen hatte. Ob er noch mehr Kaffee haben wolle? fragte er.

Und sein Gesicht war ganz ruhig, aber die Stimme laut wie zuvor.

Und der Mann, der während des Gelächters ein wenig zu-sammengesunken war, richtete sich wieder in die Höhe und wieselste vor But:

„Ja, was zum Teufel sollte er denn sonst wollen?“

Es wurde viel getrunken, Kaffee und Brantwein. Und das Schwagen ertönte lauter und lauter.

Aber jedesmal, sobald Lars etwas sagte, erkrankten alle anderen Töne wie Bachgeriesel im Brausen des Wasserfalls.

Steinar und Sjur rückten ein wenig von den jungen Leuten ab und sprachen leise und vertraulich miteinander. Sie schielten manchmal zu den Weiden hinüber. Jeder von ihnen maß sie mit den Augen.

Und als sie die dampfenden Trinkschalen geleert hatten, reichten sie einander die Hände und waren einig.

Ormhild sollte mit Steinar und Orm nach Steinarstad gehen und bis zum nächsten Winter dort bleiben. Wurde dann kein Paar aus den Weiden, dann müßte sie wieder nach Hause zurückkehren.

„Sie würde sich schon nützlich machen, wohin sie auch käme,“
 prahlte Sjur.

Sein Gesicht war rotschwarz von dem starken warmen Getränk. Seine Augen begannen zu schwimmen. Und die Stimme war belegt.

Er lachte noch eine Weile von seiner Tochter:

Sie wäre die einzige, die er hätte! Ja! Er hätte nicht mehr Kinder! Nein! Er hätte nicht mehr Kinder! Und gut wäre sie. Ja, wie die Sonne!

Und Fehler hätte sie keine.

Er blinzelte zu Steinar hinüber.

Er kenne doch wohl seine Tochter, sollte er meinen. Sie gleiche ihrer Mutter.

Nein — Fehler hätte sie keine. Wer sie beläme, würde nicht betrogen. Nein!

Er lachte, und seine Miene wurde herzlich mild.

„Ach nein, Du hättest ihre Mutter sehen sollen.“

Dann sank er in sich zusammen und wurde für eine Weile schwer und still.

Raffte sich aber wieder auf. Und prahlte nun mit kurzen Fauschlägen auf den Tisch.

Das wolle er sagen — und dafür könne er einstehen: Auf ihrem ganzen Körper wäre kein Fleck von der Größe einer Hand, der nicht war, wie er sein sollte.

Plötzlich durchließ ihn ein Beben. Und die Sprache versagte ihm.

Er knickte völlig zusammen und blieb liegen, den Kopf auf den Armen, die auf dem Tisch ausgestreckt waren.

Sie und da kam ein abgebrochener Laut aus seiner Kehle wie von einem Hunde, der im Schlaf läst.

Steinar rief Lars und bezahlte. Dann steckte er die Branntweinflasche ein, nahm Sjur unter den Arm und brachte ihn wieder auf die Beine.

Und sie schwankten in die Kälte hinaus, alle vier.

Sie gingen zu Steinars Bude, wo Sjur auf dem Bett umsanft und einschlies.

Ormbild setzte sich auf einen Haufen Felle. Und Orm setzte sich dicht neben sie. Er war jetzt mutig — und derb in seinen Worten.

Er sagte sie um den Leib und drückte sie an sich.

„Du sollst mein Rädel werden,“ sagte er. Und er sagte sie um den Kopf und küßte sie.

Seine Augen waren glänzend und starr, als stünden sie auf Stielen. Und es brannte ein brauner Fleck auf jeder seiner gelbgrauen Wangen.

Steinar blickte einmal zu ihnen hinüber und flüsterte freundlich die Zähne.

Dann nahm er ein paar Wolfsfelle unter den Arm und ging hinaus.

Orm beugte sein Gesicht dicht zu dem des Mädchens herab.

Sie sah ganz ruhig, wie jemand, der keine Furcht empfindet.

Und sie bebte in junger Steskheit.

Das war ein Spiel! — Ja! — das war ein Spiel!

Aber als sie seinem starren leuchtenden Blick begegnete, zitterte sie plötzlich, als wäre sie nackt in die Kälte hinausgekommen.

„Ach nein!“ sagte sie.

„Ach nein!“ sagte sie immer wieder, während er sie festler und fester an sich zog.

Und sie konnte ihren Blick nicht von dem seinen abwenden.

Sie wiederholte nur immer wieder hilflos, bis es wie ein schluchzendes Stöhnen klang:

„Ach nein! Ach — ach — ach — nein!“

Ihr Körper gab nach, gab immer wieder, willig und biegsam wie eine Weide, dem leichten Druck seines Armes nach.

„Ach — nein! Ach — ach — ach — nein!“

Und ihre Augen lagen hilflos gefangen in seinem starren unveränderlichen Blick.

Nach kurzer Zeit lagen sie nebeneinander auf den Fellen und atmeten tief.

Er blickte zu Sjur hinüber, der zusammengesunken dort im Bett lag und schnarchte.

Das Mädchen blickte zum Dach empor mit verschleierte und stillen Augen. Sie schluchzte noch ein paarmal auf, wie ein Kind, das sich nach dem Weinen beruhigt.

Wald darauf schliefen sie, schwer vom Branntwein, den sie genossen, satt von Liebeslungen und schläfrig von der Wärme des Herdes, auf dem ein gewaltiger Gluthügel Höhe in den Raum hinausstrahlte.

Sie schliefen noch, als Steinar zurückkam.

Er sah ihre glühenden Gesichter und das zerdrückte Kleid des Mädchens.

Und er nickte vor sich hin und war zufrieden.

Sie erwachten, als er einige große Holzstücke unter dem Bett hervorzog und sie in die Glut warf.

Sie blieben eine Weile liegen und starrten mit verwunderten Augen umher, als suchten sie in Gedanken nach etwas, das sie vergessen hätten, etwas Wunderbares, auf das sie sich nicht recht bestimmen konnten.

Sie sollten einen Schluck Branntwein zu sich nehmen, sagte Steinar und reichte Orm die Flasche.

Er trank und gab sie dem Mädchen. Sie schloß die Augen, während sie einen Schluck Branntwein durch die Kehle brennen ließ.

Sie sah jetzt aufgerichtet. Und ein Schauern durchguckte ihre Schultern nach dem starken Getränk.

Steinar nahm aus dem Vorratshausen mehrere Bündel Wild und Felle.

Er bat sie, soviel zu nehmen, wie sie tragen könnten und mitzukommen.

Sie gingen zu einer Bude, wo ein Ausläufer von Wild und Fellen seinen Stand hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Robinsoninsel.

Von M. May.

Robinson — wieviel Kindermärchen und Kinderträume hängen nicht an dem Wort! Die Wälder des tiefsten Südens leuchten vor unsern Augen, das Murmeln der rauschenden Wellen bricht sich am einsamen Strand. Stille umfängt uns mit allen Schauern brünstiger Sehnsucht, und eine Welt von Abenteuern tut sich vor uns auf. O Jugendglück, so leicht sich hinwegzuträumen aus der rauhen Wirklichkeit, sich zauber schnell hinwegzuerheben in jene seligen Gefilde, in denen die Helden unserer Kindheit ihre Taten verrichteten.

Wie viele aber wissen, daß allen jenen Robinsonerzählungen ein Wahres zugrunde liegt? Und wie viele haben gehört, daß Robinsons Insel wirklich vorhanden ist? Daß sie auch heute wieder bewohnt ist von Menschen, die draußen in der weiten Einsamkeit des Meeres den Frieden und das Glück suchen, das sie in der hastenden Welt nicht gefunden?

Auf denn — ich will euch führen in das Land eurer Träume — euch sagen, wie es in Wahrheit dort aussieht.

Von Valparaiso geht unsere kühne Fahrt, und klein ist das Schiffchen, das uns trägt: „Juan Fernandez“, ein flinker Segler, der den Namen nach dem Insel führt, zu denen er uns bringen soll.*) Durchschnittlich 14 Tage dauert die Fahrt, Gesang und Gitarreklängen verschönen sie. Finden sich doch auch auf unserm Schiffelein ein paar Gesellen, die drüben ihr Heil versuchen wollen und meinen, dort das Glück zu finden, das sie bisher stets floh.

Langsam versinken die Schneehäupter der Cordilleren hinter uns. Blauer Himmel und weites blaues Meer. Tag um Tag nur Seeschwalben, die unsere Einsamkeit beleben. Dann endlich am westlichen Horizont ein dunkler Punkt, der Gipfel des Junque, des höchsten Berges von Mas á tierra. Und jetzt regt sich auch das träumende Meer. Rosenrote Melonenquellen treiben in Scharen vorbei. Lange Ketten glasklarer Polypen und eine Fülle enigender Salpen bieten unseren Blicken ein prächtiges Schauspiel immer wechselnder Farben und Gestalten. Noch eine Nacht.

Ein Strahlen und Glänzen leuchtet in silberner Klarheit zu uns herauf. Das Meer scheint aus flüssigem Silber zu bestehen, in dem das Licht des Vollmonds jellam irisiert. — Meeresleuchten, so herrlich und schön, wie ich selten nur sah. Dann aber stieg der Sonnenball purpurn über den Horizont, eine leichte Brise schwellte unsere Segel, und wir glitten sanft in die Cumberlandbai, jene Bucht, in die sich das Tal hinabsenkt, durch das einst Robinson immer hinaufstieg, um nach dem erlösenden Schiff zu spähen.

Dreihundert Meter hoch erheben sich die Steilküsten der Insel jäh und schroff aus dem Meere. Sie lassen nur ab und zu in schmalen Buchten Raum für Landungsplätze und verraten so deutlich den vulkanischen Ursprung. Noch höher aber streben die Berggipfel im Innern. Der Junque, — der Ambos — ragt 983 m über den Meeresspiegel hinaus in die klare Luft. Auf einem Massiv von grünem Andesit liegen schichtweise, die Reihenfolge der Eruptionen noch verrätend, zahllose Decken von Aschen und Sanden, die sich preßten und dadurch erhärteten. Darüber aber basaltische Lava als Abschluß, und diese bildet auch die Gebirge der Insel!

Nun aber die Pflanzenwelt! So reich, so glühend und farbenfroh, wie sie uns die schweifende Phantasie nur malen kann, Palmen, Baumfarne, immergrüne Laubbäume, Bambus, Kräuter und Blumen in tausend und abertausend Gestalten. Woher kommen sie auf die öde Insel? Meeresströmungen, Vögel und Winde bildeten die gütigen Feen, die mit vollen Händen ihren Reichtum über das neu erstandene Eiland streuten. Die Küsten Chiles und zwar der südliche Teil, in dem Tausende von Deutschen eine Heimat fanden, waren die unerjählichen Vorratskammern der Natur. Aber auch das Feuerland, Polynesien, selbst Australien und Neuseeland mußten von ihrem Reichtum hergeben, unser Neuland zu schmücken. So bietet die Insel ein reiches Studium

*) Die kleine Inselgruppe Juan Fernandez im Stillen Ocean, zwischen 33 und 34° südl. Br., zur chilenischen Provinz Valparaiso gehörig, besteht aus drei zusammen 185 qkm großen Eilanden. Die nachfolgende Schilderung bezieht sich auf die östliche, 95 qkm große Hauptinsel, Mas á tierra, die 560 pkm von der chilenischen Küste entfernt ist. Die beiden anderen Eilande heißen Santa Clara und Mas á fuera.

Der Anpassungserscheinungen, wenn auch viele der Ankömmlinge den alten Habitus behielten. Die gebirgige östliche Inselhälfte birgt immergrüne Wälder in fast undurchdringlichen Dickichten, die nur auf den Höhen weiten Tempeln schlanker Stämme weichen. Wie in Chile, sind Magnolie und Myrte die führenden Erscheinungen der Wälder. Canelo und Luma nennt sie die Bevölkerung! Beide aber überragt der Ratanjillo, der weithinleuchtend mit seinem hellem Kitzwert die Insel ziert. Die schirmartige Krone aus dichten Fiederblättern hebt sich wohl an 30 m über den Boden. Dazwischen drängt sich ein kleiner Baum mit dunkelgrünem Laub und langen violetten Blüten, die einzige Pflanze der Insel, die Dornen trägt. „Juan Bueno“ nennen sie die Eingeborenen. An allen Bachrändern erhebt sich der Manzano, ein meselartiger Strauch mit zarten hellen Blättern, deren Unterseite leicht silbergrau schimmert. Zwischen den Bäumen und Sträuchern aber stehen in förmlichen Reihen die herrlichen Stämme der Baumfarne. Erscheinungen, die an die Vortage der Erde erinnern, als noch kein Zeichen den Menschen ahnen ließ, der jetzt mit neugierig forschenden Augen die Schönheit aller Einsamkeiten mustert. Da ist die gewaltige Dicksonia, von 5—6 m Höhe, mit 2 m langen Wedeln. Die ebenso hohe, schmiegsame Thyrsopteris, die kleinere Alzophila mit riesigen, unterseits blau strahlenden Blättern. Und auch noch die ganze Welt der kleineren Farne, sowie die fast grünen Blattrosetten der Lomaria. Nun sehen wir auch die Königin der Insel, die schlante, säulenschäftige Chonta, — eine Palme, deren grazioser Wipfel mit riesiger Fiederkrone leise im Seewind schwanzt, während die roten Fruchttrauben weit hinaus-schimmern. Aus dem fernern Indien her kam ein anderer Gast, dessen heilige Einsamkeit auch die Insulaner achten — der Sandelbaum. Ein Kreuz aus seinem duftenden dunkelroten Holze wird als Zeichen mühseliger Kunstfertigkeit und andächtiger Verehrung gezeigt!

Steigen wir empor zu den Bergen, wo schlagen die hohen Farne gleich über uns zusammen. Der Murtillo, ein Myrtenbäumchen Chiles, begegnet uns. Der Aromo Castiliens duftet, und die feurigen Blüten einer Sagittaria-Art versehen uns auf Sekunden zurück zu den eisgepanzerten Niesen der Alpenwelt, so sehr erinnern die purpurnen Blumen an Alpenrosen! Aber erst oben auf sonniger Berghalde, welsch ein Teppich von Kräutern und Blumen! Was soll ich die Namen nennen! Nur ihre Schönheit wollen wir auf uns wirken lassen. Die Schönheit, die leuchtend und prächtig an den einsamsten Gestaden mit leisen Fingern unser Herz berührt. Die Schönheit der großen, der herrlichen Mütter Natur.

Nacht und schwarz ragen allein die Gipfel und die schwindelnd abstürzenden Klüften in die Luft. Hier hat Frau Flora noch nicht Fuß fassen können. Nur ab und zu leuchtet das zarte Grün einer Algenkolonie vor unsern Füßen auf, ein Zeichen, daß Natur am Werke ist, geschäftig auch diese Stätten für ihre Kinder zu robern.

Doch nicht umsonst duften die Blumen, nicht still und einsam liegen die weiten Wälder. Tausendfaches Leben umschwirrt uns, und jauchzend klingt auch hier das brünstige Hohelied der alles umfangenden Liebe. Kolibris schwirren durch die sonnendurchglänzte Luft. Urbewohner Chiles! Wie kamen sie wohl hierher? Wie der Forzai, die Drossel der Magalhãesinseln, wie der zierliche Baumläufer, den die Bewohner Rahadito nennen. Da umkreist ein Kolibri die auffallenden Blüten des „Juan Bueno“. Ein Vogel, der nirgends sonst vorkommt, als hier auf dieser Insel und ihrer unsern gelegenen Schwester, der Mas à fuera. Schwarzes unscheinbares Gefieder trägt das Weibchen. Nur ein paar grasgrüne Federn als Schmuck. Aber das Männchen prahlt in allen Farben, an denen der Süden ja so überreich ist. Kanelfarben ist das Federkleid, purpurner Schmelz überstrahlt die Flügel, eine blühend rotgoldene Kappe bedeckt das zierliche Köpfchen. Und wie das Tierchen im Bitterfluge die Blüten umkreist, scheint es ein Leise dahinschwebender Edelstein, in dem sich die Strahlen der Sonne vielfarbig brechen! So traumhaft schön ist das Bild in dem jungen Glanze des Frühmorgens dort. Immer wieder taucht der spitze Schnabel in die Blüte, nimmermüde wird das garte Köpfchen im Schwebeflug. Nicht einmal der Trift des Menschen stört es in seiner Verjunkenheit, die unsern Augen wie Liebespiel zwischen der Blüte und dem Vogel dünkt. Doch da tritt schon ein anderer Geselle auf den Plan. Braunrot mit schwarzer Stirn. Ich nannte ihn schon: der Rahadito, ein Baumläufer, der eifrigste Insektenfänger der Insel. Ueber uns in den Lüften aber schweben die Herrscher im Vogelreich: zwei Falken, der kleine Cernicalo und der graublaufarbene Aguilucho, der auch wohl fliegende Fische fängt. Und in der Nacht rauscht der schwere Flügelschlag der Schleiereule draußen an unserer Hütte vorüber. Denn dieser Vogel scheint auf der ganzen Welt Heimatrecht zu haben.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Einige seltene Metalle sind in jüngster Zeit zu großer Berühmtheit gelangt, während sie vorher nur dem Chemiker bekannt waren. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

waren, Thorium und seine Verwandten durch ihre Verbindung im Glühstrumpf, Tantal, Wolfram, Osmium usw. durch die Metallglühlampen, die radioaktiven Metalle durch ihre geheimnisvolle Eigenschaft der Strahlung; das populärste unter allen ist jetzt unbedingte das Cer (oder Cerium) durch seine Verwendung in den beliebtesten Taschenfeuerzeugen, dem Ersatzmittel der Streichhölzer. Man kennt das eisengraue, weiche Metall freilich schon über hundert Jahre, 1803 wurde es von Klaproth in Berlin und Berzelius und Pfister in Stockholm fast gleichzeitig entdeckt. Damals kannte man nur einige seltene grönländische und norwegische Mineralien, in denen es vorkam, heute wird es zumeist aus amerikanischem Monazit sand dargestellt. Es ist ein sehr dehnbares, lebhaft glänzendes Metall, das aber an der Luft rasch anläuft, fast so weich wie Blei und nicht ganz so schwer wie Eisen.

Die aus Cerien hergestellten Taschenfeuerzeuge sind eigentlich weiter nichts als eine Wiederauferstehung des uralten Feuerzeuges mit Stein, Stahl und Zunder in modernisierter Form. Statt des Steines nimmt man eine pyrophore (selbstzündende) Legierung aus Cer mit Eisen, die bei leichtem Reiben große Funken gibt, den Schwamm ersetzt ein mit Benzol getränkter Docht, nur der Stahl ist geblieben. Gewöhnlich sitzt das Metallstückchen im Dedel des Feuerzeuges, das auf einen Druck aufspringt, dabei reißt es sich an dem in der Hülse sitzenden Stahl und die abspritzenden Funken entzünden den Docht.

Eine für solche Zwecke geeignete Legierung wurde zuerst von Auer von Welsbach, dem Erfinder des Glühstrumpfes, aus Cer mit ca. 30 Proz. Eisen gewonnen. Reines Cer ist zu weich, oxydiert an der Luft zu schnell und gibt an der Luft nur schwache Funken. Die Auerische Legierung hingegen ist viel widerstandsfähiger gegen die Luftsaurestoff, außerdem ist sie härter und läßt sich bequem bearbeiten, während das Cer in der Feile „schmiert“.

Neuerdings werden auch andere Legierungen empfohlen, so eine Cer-Magnesiumlösung, oder Legierungen von Silicium, Bor oder Titan mit Cer, die sich aber an der Luft nicht so gut halten.

Für die Eigenschaft der Cerlegierung, lange Funken zu geben, sind verschiedene Erklärungen versucht worden; am wahrscheinlichsten ist die, die die niedrige Entzündungstemperatur des Metalls hervorhebt. Die beim Reiben abgerissenen Späne werden danach schon durch die geringe dabei entwickelte Wärmemenge bis zur Entzündung erhitzt. Daraus geht dann hervor, daß die Temperatur der Späne um so höher liegt, je kleiner sie sind (dieselbe Wärmemenge verteilt sich auf eine kleinere Menge des Metalls), man tut also gut, ein möglichst hartes Metall zu nehmen, je weicher, um so größer sind die Späne.

Die Auerische Legierung wird in Köln-Lindenthal sowie in Treibach (Oesterreich) hergestellt, sie kommt in den Handel in Form von Blöden zu 2—3 Kilogramm Gewicht oder als Zylinder. Das Geschäft muß ganz lohnend sein, der Verkaufspreis für 1 Kilogramm Metall ist etwa 250 M., während die Kosten der Herstellung angeblich nur etwa 40 M. betragen.

Die Abnutzung des Metalls im Gebrauch ist sehr gering, erst nach mehreren tausend Zündungen soll Ersatz nötig werden. Neuerdings wird die Legierung auch als Selbstzünder für Gaslampen verwendet, der Zünder wird mit dem Gahn in der Weise verbunden, daß beim Aufdrehen des Gahnes ein Funke entsteht, der das ausströmende Gas entzündet.

Völkerrunde.

Das Pustrohr als Waffe. Ein Kinderspielzeug, das ganz ohne billigen Grund in den letzten Jahrzehnten stark abgenommen ist, nämlich das alte Blasrohr oder Pustrohr, hat eine nicht geringe völkerrundliche Bedeutung. Diese trat in einer Karte zutage, die Dr. Friederici zur Veranschaulichung der Verbreitung des Blasrohres in Amerika in Petermanns Mitteilungen veröffentlicht hat. Gleichzeitig ist das Verhältnis der Verbreitung von Steinschleudern berücksichtigt worden. Es handelt sich hier selbstverständlich nicht um den Gebrauch dieser Geräte als Spielzeug, sondern um einen solchen als Waffe, wenigstens zur Jagd. Das Gebiet, wo das Pustrohr seine größte Anerkennung gefunden hat, ist das des Amazonasstroms und der nördlich angrenzenden Landschaften. Außerdem aber findet es sich auch längs der brasilianischen Küste. Ferner wird es im gesamten Mittelamerika und in den anschließenden Teilen von Columbien und Mexiko neben der Steinschleuder gebraucht. In Nordamerika haben wahrscheinlich nur einige Indianerstämme im östlichen Teil der Vereinigten Staaten bis hinauf in die Gegend von Montreal das Blasrohr als Jagdwaffe gehabt. Es bestand in einer Röhre von etwa zwei Meter Länge, die aus Erlenholz oder Rohr in einem Stück hergestellt wurde. Dazu gehörte ein ganz dünner, nicht vergifteter Holzspieß, dessen Rückseite nicht, wie bei untern Rohren, mit einem Büschel von Scharpie, sondern mit einem solchen aus Disteldauen oder Feldhaaren ausgestattet war. Die Entfernung, auf die man in Amerika mit solchen Blasrohren zu schießen vermag, ist ganz erstaunlich, denn sie findet erst bei etwa fünfzig Metern ihre Grenze. Auf geringere Abstände von 10—15 Metern ist die Sicherheit des Schusses so groß, daß auch kleine Vögel fast unfehlbar an beliebigen Körperstellen getroffen werden. Im nördlichen Südamerika sind aber viel längere, geradezu ungeheuerliche Blasrohre im Gebrauch, nämlich bis zu 5 1/2 Meter Länge, die daher mit einer Art von Visier versehen sein müssen. Dort werden sie auch mit vergifteten Pfeilen geladen.

Vorwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.